

Bestzeiten und Kriegsnot

Der schwarze Tod

Erzitter Welt, ich bin die Pest!
Ich komm in alle Lande,
Und richte mir ein großes Fest.
Mein Blick ist Fieber; feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Agyptenland
In roten Nebelschleiern;
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

Tal ein und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur öden Heide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassersnot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein saufend Roß geht weiter;
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Ware;

Er freut sich hoch; er lacht beim Schmaus,
Ich steig aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genug,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Den hungerts nur nach Staub allein,
Den dürstets, heimzugehen. Hermann Lingg.

Bußtage und Totentänze

Im Jahre 1348 wurde unser Weltteil von einer furchtbaren Seuche heimgesucht, die als „schwarzer Tod“ in Deutschland und in den Nordstaaten, als „blauer Tod“ in Frankreich, als „fauler Tod“ in England noch lange im Gedächtnis des Volks geblieben ist. Es war die indische Beulenpest: starker Husten und heftiges Fieber stellten sich ein, Geschwüre brachen auf, und die Kranken starben meist nach drei Tagen. Hunderttausende wurden dahingerafft, zumal in den enggebauten Städten; an vielen Orten starb ein Drittel oder gar die Hälfte der Bevölkerung.

Aber auch auf dem Lande hielt der Tod reiche Ernte. In Erzingen und Bilsingen sollen in ganz kurzer Zeit zweihundertzweiunddreißig Personen der Seuche zum Opfer gefallen sein. Beide Gemeinden verpflichteten sich damals, für ewige Zeiten den 7. September als Bußtag mit Wasser und Brot zu feiern. Später wurde zwar die strenge Vorschrift gemildert; aber noch heute gilt der Vormittag des 7. September in beiden Orten als Bußtag.

Auch anderwärts ist die Erinnerung an die Pestnotzeiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts lebendig geblieben: Marien-

schutzbilder, St. Georgsbilder, Altäre der Pestheiligen St. Rochus und St. Sebastian (Tiefenbrunn, Wendelinskapelle bei Neuhausen a. W.) weisen deutlich auf einen solchen Zusammenhang hin. Vor allem aber sind die „Totentänze“, jene ergreifenden Wandbilder mit lebensgroßen Männer- und Frauengestalten in alter Tracht (wie sie früher u. a. auch den Chor der Pforzheimer Schlosskirche schmückten), unter dem erschütternden Eindruck des großen Sterbens im späten Mittelalter entstanden.

Demselben furchtbaren Erleben entstammen auch Verse, wie das folgende Zwiegespräch zwischen dem Tod und dem Kinde in der Wiege:

Der Tod: Zu diesem Tanze rufe ich allgemeine
Papest, Kaiser unde alle Creaturen,
Arme, Reiche, Große unde Kleine.
Abtretet, weint unde helfet truren!

Das Kind: O Tod, wie soll ich das verstahn?
Ich soll tanzen unde kann nicht gahn! —

Die Pest in Pforzheim

1501.

„Das Jahr 1501 war ein kalt und ohnfruchtbar Jahr, da es viel Regen und Nebel gegeben, des wegen taube Frucht, wenig und saurer Wein gewachsen. Ist also ein Hunger in dem Land eingefallen, daß man die Früchten zu Straßburg und an dem Böhmerwald holen müssen. Zu Pforzen, Wildberg, Calw und anderer Orten grassierte die Pest. In Calw starben bey 500 Menschen, zu Stuttgart aber 4000“. So berichtet eine alte Chronik.

Über das Wüten der Pest in Pforzheim sind wir noch genauer unterrichtet. Sie ergriff jedes Alter und jedes Geschlecht und endete meist mit einem jammervollen Tod. So erschreckend und widerlich waren ihre Begleiterscheinungen, daß der Freund den Freund, der Bruder den Bruder floh und jeder nur an sich und seine Rettung dachte. Da taten sich beherzte, edel denkende Männer zu einer Vereinigung (Singer-gesellschaft genannt) zusammen, um den Mitbürgern in Not und Tod beizustehen, den Erkrankten unentgeltlich Hilfe und den Entschlafenen ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen. Den Namen

„Singer“ sollen sie deshalb erhalten haben, weil sie die Toten mit Sang und Klang zu Grabe geleiteten. Ihre Gesellschaft hat sich erhalten bis zum heutigen Tage.

Überaus eindrucksvoll hat Eduard Brauer die Schrecken der Pest und das selbstverleugnende Wirken der Singer in folgendem Gedicht geschildert:

Welch Lärmen, welch Gedränge
Stört Pforzheims Morgenruh' ?
Was treibt in bunter Menge
Das Volk dem Rathaus zu?
O wär' es nie gesprochen
Das schauervolle Wort:
„Die Pest ist ausgebrochen!“
So tönts von Ort zu Ort.
Heute rot,
Morgen tot –
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

O Leid! In jedem Hause
Kehrt Klag' und Jammer ein;
Die Bürgerin, die grause,
Verschont nicht groß noch klein:
Das Kind, den kräft'gen Gatten,
Das Weib im Schönheitsglanz,
Den Greis, den altersmatten,
Die Braut im Myrtenkranz.
Heute rot,
Morgen tot –
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Verödet stehn die Straßen,
Es schweigt der Arbeit Schall,
Des Hirten muntres Blasen,

Gesang und Peitschenknall;
Die Sterbglock' hört man hallen,
Der Nonnen Klagepsalm;
Viel hundert Opfer fallen
Jach, wie des Grases Halm.
Heute rot,
Morgen tot –
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Kirchhof wird zu enge,
Er sträubt sich mehr und mehr,
Der Toten schwere Menge
Zu fassen nach Begehr;
Am Wege, vor den Türen
Häuft sich der Leichen Zahl;
Kein Mensch will sie berühren,
Es steigt die Angst und Qual.
Heute rot,
Morgen tot –
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Bruder flieht die Schwester,
Den Hausherrn das Gesind,
Den Freund der Freund, sein bester,
Die Mutter selbst ihr Kind.
Gesprengt sind alle Bande
Der Sitte, der Natur;
Wer übt noch Macht im Lande?
Die Pest ist Herrin nur!
Heute rot,
Morgen tot –
Hilf uns, Herr, in der letzten Not!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Derweil nun pestgepeinigt
 Die Stadt voll Jammers war,
 Hat Rates sich vereinigt
 Von Bürgern eine Schar
 Und glaubensstark geschlossen
 Den edlen Singerbund;
 Viel wackre Bildgenossen
 Gelobten sich's zur Stund:
 „Was euch droht,
 Qual und Tod
 Laßt uns lindern der Kranken Not!
 Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
 Er üb' an den Toten die Christenpflicht!“

So führten sie mit Singen
 Ihr Amt der Stadt zum Heil;
 So Hohen wie Geringen
 Ward Hilf' und Trost zu Teil.
 Die Lieb und Treue kehrte
 Zurück ins Tal der Enz,
 Und Gott im Himmel wehrte
 Dem Grimm der Pestilenz.
 Heute rot,
 Morgen tot —
 Hilf dem Nächsten nach Gottes Gebot!
 Wer weiß, wann die Not ins Haus dir bricht?
 Bedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Koch zu Eberstein

Kurze Zeit nachher soll die Pest auch im unteren Murgtal und um Baden-Baden verheerend aufgetreten sein.

Unweit Scheuern steht eine mit Eichen beschattete Kapelle. Ihre Decke ist mit einem Gemälde geschmückt, das die Schrecken der Pest darstellt. Bis dorthin soll einst die Pest gedrungen sein; die gesegnete Stadt Baden sei jedoch verschont geblieben, weil ihre Bewohner die Tore geschlossen und die heißen Quellen geöffnet hätten. Dagegen

wurde Gernsbach schrecklich heimgesucht. Aus dieser Zeit soll der Glaube stammen, daß Menschen, welche die Pest als Opfer ausersehen hat, zuvor in dunkler Nacht einen gespenstischen Tanz miteinander machen, und daß Hellsichtige ihre eigene Person an dem schreckhaften Reigen teilnehmen sehen.

Diese schauerliche Sage ist erstmals in der Zimmerischen Chronik niedergeschrieben worden: Im Jar 1518, da der groß Landzsterbend (= Pest) gar nahe in allen teutschen Landen, hat sich der from graf Bernhardt mit seinem Gemahl der Gräfin von Sonnenberg uf Eberstein gehalten. Er hat ein maister Koch gehapt, gehaisen der Marcell, der Ist eins nachts, als der Vollmond schien, ufgestanden und hat zum Fenster hinaus gesehen gegen den Wachtelbronnen der Stadt Gerspach zu. Also hat er gesehen vil Personen, weib und man, die einander bei den Handen und den Weg vom Wachtelbronnen dem Schloß zu ein Reigen gedanzet haben, gleichwohl ohne ainig Spill. Als sie wohl zum Schloß hernuf kommen, hat er etlich under der Componia gekent, Insonderheit hat er sich selbs In seiner Claidung gesehen, daß er sich höchlich verwundert. Er hat sie bei dem Schloß hinum sehen tanzen dem Siechhof (=Friedhof) zu, daß er nit gewißt, wo sie hinkommen sein. Desselbigen Jars sein alle die, so der Koch am Danz gesehen, gestorben, wie denn Ime, Koch, auch geschehen. Nach v. Beust.

Der Koch zu Eberstein

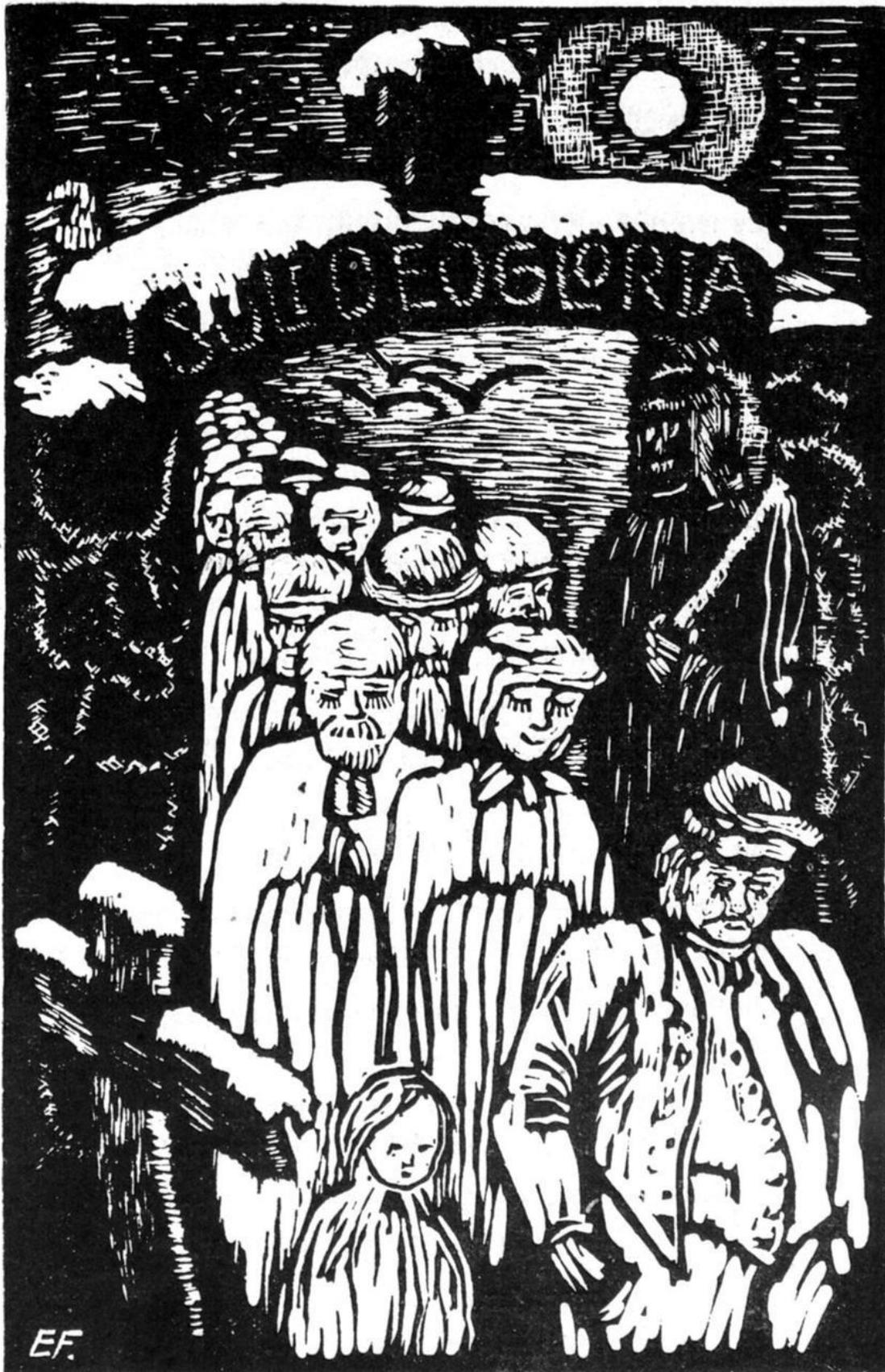
Am offenen Fenster im Mondenschein
Steht der Meister Koch auf dem Eberstein.

Über Tal und Berg ein mattes Licht
Gießt der Mond, der durch die Wolken bricht.

Längst träumt im Schlosse der müde Graf;
Die Knechte liegen in tiefem Schlaf.

Der Koch allein an dem Fenster wacht,
Seine Wangen kühlet der Hauch der Nacht.

Er schaut von dem hohen Herrenhaus
Weit über die silbernen Tannen hinaus.



Der Zug des Todes

Und wie er blickt in die Mondnacht kühl,
Gewahrt er plötzlich ein bunt Gewühl.

Wo der Wachtelbrunnen so helle rinnt,
Ein lustiges Hüpfen und Tanzen beginnt.

Es weben den Reigen viel Männer und Frau'n,
Wie gaukelnde Elfen im nächtigen Tau'n.

Der Koch, der traut seinen Augen kaum;
Ist's Wahrheit? Ist es ein neckischer Traum?

Da durchwühlt ein eisiger Wind sein Haar;
Wohl wacht er, wohl sieht er hell und klar.

Wohl sieht er, wie näher dem Schlosse tritt
Die hüpfende Schar in gemessenem Schritt.

Kein Pfeifer flötet, kein Fiedler geigt,
Der Mund der Tänzer, der Frauen schweigt.

Und bleich, wie der Mond bei der Sonne Licht,
Ist der Männer, der Frauen Angesicht.

Und ernst, wie von tiefem Leid bewegt,
Ist die bunte Schar, die sich tanzend regt.

Und der Männer viele und viele der Frau'n
Erkennt er, die seine Augen schau'n.

Zu Gernsbach im Städtlein sind alle zu Haus,
Was lockt sie zur Mitternachtstunde heraus?

Was treibt die Greise zur nächtlichen Fahrt?
Was die züchtigen Frau'n, die Mägdlein zart?

Da starrt sein Blut und empor steht sein Haar –
Er sieht sich selbst in der tanzenden Schar.

Er sieht sich tanzen im Festgewand,
Eine bleiche Frau an der welken Hand.

Er sieht sich tanzen voll Ernst und stumm
Mit der schweigenden Schar um das Schloß herum.

Sieht wandeln sich fort in bewegter Ruh
Mit den stillen Tänzern dem Siechhof zu.

Durch den Himmel schweift ein blut'ger Stern,
Auf der Erde lastet die Hand des Herrn.

Der Herr hat ergossen die Schale des Zorns;
Gift wurden die Luft und die Welle des Borns.

Der Herr läßt strömen den Hauch der Pest,
Nach Norden und Süden, nach Ost und West.

Aus jeder Hütte, aus jedem Haus
Tönt Achzen und Jammern und Heulen heraus.

Von früh, bis das letzte Sternlein scheint,
Die Totenglocke wimmert und weint.

Im Friedhof zu Gernsbach wächst Grab an Grab,
Die Tänzer, sie sanken alle hinab.

Es schläft inmitten der endlosen Reih'n
Auch, der sie belauschte im Mondenschein.

Gerhard Helfrich.

Helf dir Gott!

Etwas später, ums Jahr 1529, nahm der sogenannte englische Schweiß, welcher aus den Niederlanden gekommen, seinen Anfang. Er erstreckte sich durch ganz Deutschland und war so beschaffen, daß die Leute entweder innerhalb zwölf Stunden gestorben, oder, wenn sie das Gift ausgeschwitzet, nach und nach wiederum gesund geworden. Die Seuche griff die Leute neben starkem Schwitzen mit Gähnen und Niesen an, daher der Wunsch entstanden: Helf dir Gott!

Nach Steinhofer.

Auch wird erzählt: Eine Pest in Deutschland, welche viele Menschen hinraffte, kündigte sich durch Niesen an; und das hörte nicht eher auf, als bis der Tod erfolgte, so daß sich die Menschen ganz eigentlich zu Tode niesen. Sowie deshalb jemand anfing zu niesen und alle menschliche Hilfe umsonst schien, sagte man nur noch: „Helfe dir Gott!“ so oft der Kranke nieste. Seitdem ist es Sitte geblieben, diesen Wunsch beim Niesen auszusprechen.

Nach E. Meier.

Allerlei Nachrichten über die Pest und andere Seuchen

Auch in anderen Orten unserer Heimat finden sich noch sagenhafte Überlieferungen über die Verheerungen, welche ansteckende Krankheiten zu Zeiten anrichteten. Zumeist werden sie als die Pest, später auch als die schwarzen Pocken bezeichnet. Im folgenden sind nur wenige Beispiele mitgeteilt. Schlägt man aber die Totenbücher auf, so bietet sich überall dasselbe Bild. Besonders hat sich allerorten das Schreckensjahr 1635 als „das Jahr des großen Sterbens“ eingetragen, und es ist wohl anzunehmen, daß manche dunkle Erinnerung aus jenen Tagen noch fortlebt.

So wird in Salmbach erzählt: Vor langer Zeit wütete in Salmbach eine gefährliche Seuche. Viele Menschen erlagen ihr; oft starben ganze Familien aus. Manchmal mußte man sogar zwei Leichen in einen Sarg legen. Sicherlich wären vollends alle Einwohner des Dorfes gestorben, wenn nicht der geisterhafte „Weckvogel“ gekommen wäre und gepfiffen hätte:

Esset Knoblich und Bibernell,
No sterbet er et äll!

Das taten die Leute, und gleich hörte die Seuche auf. Weil Salmbach damals noch keinen Friedhof hatte, so begrub man die Toten draußen in der „Kleinen Miß“ (auch „Schollabäch“ genannt). Hier sind heute noch im Walde siebenzig bis achtzig in einer Linie liegende, grabhügel-ähnliche, überwachsene Erhöhungen zu sehen, die in Grunbach geradezu als „Pestgräber“ bezeichnet werden. Andere sehen darin Soldatengräber aus dem dreißigjährigen Kriege.

Nach Spieth und Frenhardt.

Auch in Schömberg soll die Pest schrecklich gehaust haben. Man erzählt, daß in dem Sarge, welcher heute noch auf dem Kirchboden zu sehen ist, die Pestleichen zum Friedhof getragen worden seien. Ähnliches wird aus Grunbach von einer schweren Pockenseuche im vergangenen Jahrhundert erzählt; doch ist hier der früher im Kirchturm aufbewahrte Sarg dem großen Brande des Jahres 1871 zum Opfer gefallen. In Beinberg soll einmal das halbe Dorf ausgestorben sein.

Nach Schick, Frenhardt und Hammeleble.

Im oberen Enztal wüteten einmal die Pocken. Ihnen erlag auch ein alter Junggeselle. Als er in den Sarg gelegt war, packte ihn der Schreiner, um sich vor Ansteckung zu schützen, mit der Beißzange an der Nase und legte ihn so zurecht. Dies ging dem Bruder des Verstorbenen nahe. Sobald er auch von den Pocken befallen wurde, ließ er sich einen Sarg anfertigen, und als er zu sterben kam, legte er sich selbst hinein, um der Beißzange des Schreiners zu entgehen.

Nach Widmaier.

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott.
Heut weht er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

* * *

Krieg im Land

Hört der Kriegsdrommeten Schmettern!
Feindlich Heervolk naht dem Land;
Schaurig rast's in Schlachtenwettern;
Lohend steigt der Dörfer Brand.

Grinsend vor entmenschten Horden
Mit der Sense jagt der Tod.
Schlimmer Wüten, grimmer Morden
Folgt: der Leichenzug der Not.

Aus den Landen schwillt zum Himmel
Machtvoll flehend, wild ein Schrei:
Wende, Herr, des Kriegs Getümmel!
Schenk uns Frieden! Mach uns frei!

Friedrich Rück.

Kindestreue des braven Pforzheimer Amtskellers Kaspar Maler

1634.

Schwer lag des Krieges Eisenhand
Auf Deutschlands wundem Haupte;
Durch Trübsal, Pest und Hunger schwand,
Was Feindesschwert nicht raubte.

Die Fürsten lebten wechselseit
In blut'ger Glaubensfehde
Und weidlich nützten ihren Streit
Der Franzmann und der Schwede.

Gen Pforzheim auch wälzt unheilsschwer
Die Kriegsflut ihre Wogen.
Hilf Gott, schon kommt des Kaisers Heer
Siegbrausend hergezogen!

Hilf Gott, verlassen und allein
Stehn Pforzheims wack're Bürger!
Rings flieht das Volk bergauf, waldein,
Enteilend seinem Würger.

Verzweifle, wer nicht laufen kann,
Der Lahme samt dem Blinden!
Kein Ross, kein Führer, kein Gespann
Ist meilenweit zu finden.

Ein rührend Schauspiel stellt sich dar
In diesen Greueltagen,
Sieh her: ein Mann im Silberhaar
Zieht rüstig einen Wagen.

Von holden Kindern im Verein
Wird rücklings er geschoben,
Und ach! ein steinalt Mütterlein
Sitzt weichgebettet droben.

So ziehen sie voll Freudigkeit
Wohl manche schwere Meile;

Der Pfad ist schlimm, die Reis' ist weit,
Nach Landau geht's in Eile.

Wie sehr auch Drangsal, Hohn und Spott
Sie plagt auf allen Wegen –
Fort geht's in immer lust'gem Trott
Durch Sonnenschein und Regen.

Durch Dorf und Stadt, durch Flur und Wald
Geht's weiter, immer weiter –
Da stürzt aus dunklem Hinterhalt
Ein Haufe wilder Reiter.

„Spannt aus das Roß, heraus den Schatz!“
So tönt's von rauhen Kehlen;
Doch lachend räumen sie den Platz:
„Da mag der Teufel stehlen!“

Die Wanderer pilgern fort mit Gott,
Als ob sich nichts begeben,
Sie dulden mutig Qual und Spott,
Es gilt der Mutter Leben.

Ein Stündlein noch, dann ruhn sie aus
An Landaus festem Walle;
Dort in des Freundes sich'rem Haus
Sind sie geborgen alle

Und freuen sich der Wanderschaft
Und danken dort in Frieden
Dem Herrn, der ihrer Liebe Kraft
Und Rettung hat beschieden.

Du schweigst mein Lied? Wie hieß, sag' an,
Der Mann, der lobefame?
Amtskeller M a l e r hieß der Mann,
Noch blüht sein Stamm und Name.

Mit Goldkaross' und Galapferd
Stolziert manch dürftger Prahler;
Den nenn' ich reich, der also fährt
Wie einst die alte Maler.

Eduard Brauer.

Der Vaterunser=Acker bei Pforzheim

In die schwere Zeit, die über unsere Heimat nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (1634) hereinbrach, versetzt wohl folgende Sage: An der Straße, die von Pforzheim nach Wurmberg führt, liegt ein Feldstück, das den Namen Vaterunser=Acker trägt. Ein Sterbender habe seinem Freund in den Kriegs- und Pestnöten jener Zeit den Acker geschenkt und ihm dafür die Verpflichtung auferlegt, für seine arme Seele eine Anzahl Vaterunser zu beten.

Nach R. Gerwig.

Die Langenbrander Kirchenglocke

Als die Schweden (oder die Franzosen) einmal schlimm in unserer Heimat hausten, nahmen sie die Langenbrander Kirchenglocke mit. Unterwegs ward sie ihnen zu schwer. Da versenkten sie den Raub kurzerhand in den „Bahnholzbrunnen“ bei Salmbach. Lange Zeit hörte man noch einen hellen Ton aus der Tiefe, wenn man kleine Steine in den Brunnen hinabwarf. Aber nun ist die Glocke mit Schlamm bedeckt und aller Klang erstorben.

Nach Spieth.

Der Franzosenbuckel bei Höfen

Zwischen Salmbach und Höfen hebt sich auf der linken Talseite aus dem langgestreckten Rücken des Eibergs der Franzosenbuckel heraus, und an seinem Fuße sprudelt eine frische Quelle, „Franzosenbrunnen“ genannt. Hier sollen einst bei einem französischen Einfall einige feindliche Soldaten von den Einheimischen erschlagen und verscharrt worden sein.

Nach M. Eifert.

Schwarz sinkt die Nacht. Dampf rauscht der Wald.
Sturmtosen aus den Bergen hallt. —

„Großmütterchen, erzähl geschwind
Vom bösen Mann“, fleht leis das Kind.

„Vom bösen Feind, dem Mordfranzos,
Der deine Ahne niederschöß?“

„Vom bösen Mann, den drauf mit Fug
Mein Ahn im wilden Wald erschlug.“ —

Die Alte nickt, und feucht betaut
Ihr Aug in ferne Weiten schaut:

*

Wild heult der Kriegsturm durch das Land,
In Stadt und Dörfern loht der Brand.

Durchs Tal des Erbfeinds zuchtlos Heer
Zieht grimm heran. Der Tag war schwer.

„Zun Höfen“ * tobt ein trunkner Hauf.
Grell schlägt die Flamm' zum Himmel auf.

Als spät die Horde weiter eilt,
Da haben Dreie noch verweilt:

Sie tragen Qual und Schand und Graus,
Die Schrecklichen, in jedes Haus. —

*

„Vor Feindesnot und jähem Tod
Behüt uns, lieber Herre Gott!“

Laut betet der Postille Spruch
Die Ahne dein. Sie schließt das Buch —

Da kracht die Tür, die Feinde nahn,
Die Ahne flieht. „Sei mein! Halt an!“

Wild greift ein Arm, es eilt ihr Fuß,
Sie reißt sich los — da fällt ein Schuß.

Todwund sinkt sie am Herde hin:
„Gott straf euch! Gluch mög' mit euch ziehn“

*

Zwei Männer schreiten rasch zum Wald,
Die Floßart ihre Faust umkrallt.

An dunkeln Ort, am Wegesrand,
Da suchen sie verborgnen Stand.

* Alte Schreibweise für Höfen a. d. Enz.

Claus Laub, dein Ahne, schnaubet Wut:
„Heut fordr' ich, Schurken, euer Blut!“

Zum Rachschnur reicht die Rechte hin
Dem Schwäher Zacher Eberlin.

Da hallen Schritte. Schwankend naht
Die welsche Rotte, Raubes satt.

„C' était bien! Das deutsche Pack
Soll füllen randvoll unsern Sack.“ –

„Es lebe Ludwig, Frankreichs Stern!
Wir dienen Melac, unserm Herrn!“ –

„Heil unserm Heer! Dem Kriegsmann Heil!“ –
Es rauscht im Strauch. Hell blitzt ein Beil

Und noch ein Beil! Ein Schlag – ein Fall –
Und zweimal noch! Dann ruhn sie all . . .

„Mög immerdar ein rächend Beil
So treffen zu der Heimat Heil!“

Claus sprach und scharrt des Feinds Gebein
Still am Franzosenbuckel ein. –

*

Die Alte schweigt. Es kehrt ihr Blick
Aus fernen Weiten stolz zurück. –

Schwarz sinkt die Nacht. Dumpf rauscht der Wald.
Sturmtosen aus den Bergen hallt.

Friedrich Sid.

Der Angelstein bei Waldrennach

Unweit Waldrennach liegt tief im Wald versteckt der Angelstein, eine wilde Felsalpe am obersten Hang des Grösseltales. Mächtige, mit Moos und Farn üppig bedeckte Blöcke und Platten des roten Sandsteins haben sich aus ihrem Verband gelöst und sind, dem Zug der Schwere folgend, nach und nach übereinander geglitten, so daß sich heute der Anblick eines wirren Hauswerks riesiger Felsen bietet.

Unter einzelnen Platten finden sich wettersichere, höhlenartige Räume. Hieher sollen sich in Kriegsnöten die Bewohner der Umgegend gewandt haben, und einmal soll hier gar ein Kind auf der Flucht geboren worden sein. Vor zwanzig Jahren ist an einem der Felsen eine Inschrift angebracht worden, welche diese Sage geschichtlich festzulegen sucht. Sie lautet: „Hier ist geboren Gottfried Burkhardt den 1. Jänner 1796, zur Zeit, da die Leute vor den französischen Kriegern geflohen sind. Nachheriger Sägmüller im Größeltal. Der Enkel: G. Schilling.“ Diese Fassung deckt sich aber in keiner Hinsicht mit den geschichtlichen Tatsachen (die Franzosen kamen ja erst im Juli 1796), und mit Recht haben sachkundige Neuenbürger damals gegen diese Fälschung Stellung genommen.

„Fridenlied“

Wie glänzet doch der Fridenstern!
 Er kommet von dem Fridensherrn,
 Bestrahlt den ganzen Himmel;
 Die trüben Wolken teilen sich,
 Die gülden sonn glänzt wunderbarlich,
 man hört ein frewdgetümmel.
 Singet, springet,
 Jubilieret, triumphieret,
 Dankt dem herren
 Und dem könige zu ehren!

Geh, edler Frid, ins Teutschland ein
 Und laß darin beständig sein
 Die flammen deiner liebe;
 Ergöze nun das teutsche Herz
 Und nimm hinweg des krieges schmerz,
 Der dich daraus vertriebe.
 Singet, springet,
 Jubilieret, triumphieret,
 Dankt dem herren
 Und dem könige zu ehren!

Aus dem ulmischen Danklied für den Frieden (1650).

* * *